Osterklänge.

Von Hermann Kiehne.

Hoch Stürmen und Schnee weich' tückisch Gebraus,
Welch' Jubelgesang und Frohlocken!
Der Sonnenschein lockt:
Ihr Blüthen, erwacht
Und läutet die Osterglocken!

Ihr habt nun gesehlummert, genäumt genug
Von Frühlingsleben und Wonnen,
Blauveilchen im Thal!
Zum Wiedersehen!
Schon eilen mit Plätschern die Bronnen.

Und aus dem Boden strömt würziger Hauch,
Neu schaffend wirken die Kräfte,
Mit fülle Hand
Am Blumengewand
Verbergen weben die Säfte.

Allüberall Wonne und Freudengesang
Und Jubel in Nähe und Fernen!
Am Wege das Reis
Umkleidet sich weiß
Mit schimmernden Blüthensternen.

Die Liebe gibt, was der Tod dir geraubt,
Streut Wunder allerlen und -wegen,
Was vergenbedrückt,
Harrt selig beglückt
Entgegen dem blühenden Segen.

O Seele, in all' des Erwartens Drang
Du klagst bei des Frühlings Frohlocken?
Ueber Grabesnacht
Laß läuten mit Macht
Des Liedes Osterglocken!

Er lebt!

Eine Ostergeschichte, von W. Lenz.

Sie sitzt am Schreibtisch und ist im Begriff, die Feder in die Tinte zu tauchen — da tritt er, ein Liedchen vor sich hinsummend, zur Thür herein, macht sich gemächlich hinter ihren Stuhl und blickt ihr mit juristischer Unverfrorenheit über die Schulter.

„O," sagt er gedehnt und fast ein wenig sarkastisch, „noch keine einzige Zeile, nicht einmal ein Titel! — Was soll's denn werden, Mütterchen?"

Sie sieht mit einem warmen Blick an der kraftig gebauten jugendlichen Gestalt des Sohnes empor. „Ein Osterhymnus!" sagt sie ganz ernsthaft.

„Ein Hym — Hym — aber Mutter, Du wirst doch ums Himmelswillen keine Verse —"

„Nein, nein," beruhigt sie ihn lachend, „der Schuster bleibt aus guten Gründen bei seinem Leisten. Aber man kann auch in Prosa ein Lied vom Auferstehen singen. Mir ist heut' so österlich zu Muth, mein Jung'!"

„Na, dann wird's doch Gottlob diesmal keine Liebesgeschichte!" meint er mit einem erleichternden Seufzer.

Sie droht ihm mit dem Finger. „Wart' nur, wart' nur! Die Zeit kommt auch noch, wo Du Liebesgeschichten nicht mehr in Bausch und Bogen verurtheilst. Du böser Altenmensch Du!" Und wie sie das ausspricht, fühlt sie einen leisen, leisen Stich mitten in ihrem Herzen.

„Meinst Du?" sagt er, und macht dabei ein Gesicht, als hätte ihn der kleine Liebesgott bereits beim Ohrläpp-

Sie sieht mit einem warmen Blick an der kraftig gebauten jugendlichen Gestalt des Sohnes empor.

chen. Er fährt ihr liebkosend mit seiner warmen Hand über den Kopf, den sie an seine breite Brust geschmiegt hat, dann geht er.

Und nun taucht sie in Wahrheit die Feder ein und schreibt.

* * *

„Es war einmal eine glückliche, junge Mutter, die hatte einen einzigen Sohn.

Der Junge hieß Rudolf. Er war gerade kein Adonis, dieser Rudi, aber gar gut gewachsen, ein kräftiges Bürschlein, mit treuen, braunen Augen und einer reichen, wie Seide glänzenden blonden Lockenperrücke. — Sein Herz — denn bei solch' einem unfertigen Männlein kann von „Charakter" eigentlich noch nicht im Ernst die Rede sein — sein Herz also, das war so ein echtes Bubenherz: ein bischen störrisch, aufbrausend, raubschalig — aber daneben doch so warm anhänglich und vor allem auch so wahrhaftig! Durch dies grundehrliche kleine Herz hatte er sich denn auch die ganz besondere Liebe seiner Mutter erworben. Sie standen sehr gut zusammen, fast wie Freunde und Spielkameraden, denn von ihrem Kinde war sie im Alter noch nicht so himmelweit entfernt, daß sie nicht zu ihm hätte hinabsteigen und all sein kindliches Thun und Empfinden ganz und voll hätte verstehen — und theilen können.

So wuchsen Stamm und Zweig gedeihlich fort in inniger Gemeinschaft unter wolkenlosem Himmel — bis der Sturm kam, der sie gewaltsam von einander zu reißen drohte.

Die Mutter hatte ihr Jüngelchen eines Morgens — es war kurz vor Ostern — scheinbar in bestem Wohlsein zur Schule entlassen. Denn zur Schule wanderte der kleine Mann bereits, und er hatte es sehr wichtig mit seinem Seehund-Ranzchen, in welchem das hölzerne Federrohr so lustig gegen die Schiefertafel klapperte und die paar blauen Hefte reichlich Raum zum Tanzen hatten.

Eine Stunde später kam etwas zur Thür hereingewankt, bei dessen Anblick die überraschte Mutter laut aufschrie. Was war denn das für eine Umwandlung? Sie konnte ihren Rudi ja kaum mehr: sein sonst so frisches Kindergesicht sah erdfahl aus, unter den Augen

Die Mutter hielt das trockene Händchen umklammert, als könnte sie es nimmer lassen.

lagen dunkle Schatten, und der kleine Körper schüttelte sich vor Frost, so daß die Zähne laut gegen einander klapperten.

„Wir müssen's abwarten, wo das hinaus will!" sagte der herbeigerufene Arzt. Und er untersuchte, klopfte, schüttelte nachdenklich den Kopf, und klopfte und horchte von Neuem.

Klein Rudi ließ alles mit sich geschehen; er war ganz still und theilnahmlos, nur daß er hie und da die frostzitternden Hände wie hilfesuchend nach der Mutter ausstreckte.

Dann versank das Kind mehr und mehr in einen seltsamen Zustand. Mit hochrothem Kopf warf er sich in den Kissen hin und her, sagte in übersprudelnder Hast alle möglichen Verschen vor sich hin, blieb stecken, begann von Neuem und abermals von Neuem. Hierauf kam die Schulweisheit an die Reihe, und wenn auch diese versagte, so verzog sich des Kranken Gesicht wie in großer Angst. „Die Tigerkatze ist ein böses Thier — die Tigerkatze ist — ist — die Tiger — Tiger —"

So stammelte das Kind im heftigen Fieber, das Tagelang anhielt.

So kam der Charfreitag heran. Nach einer in großer Qual zugebrachten Nacht trat die Mutter in der ersten Morgenfrühe an's Fenster. Sie wollte ein Stück blauen Himmel suchen, wollte in ihrer Bedrängniß aufblicken zu den Bergen, von welchen ihr Hilfe kommen mußte. Aber ihr Blick hatte die Erde gestreift und war — auf einen leeren Sarg gefallen, der soeben aus der dem Hause gegenüberliegenden Schreinerwerkstätte herausgeschafft und vom Meister und seinem Gesellen stadtabwärts getragen wurde.

Mit einem unwillkürlichen Aufschrei taumelte die Aermste in die Stube zurück und stürzte an dem Bett ihres Kindes nieder. „Das ist ein Zeichen — ein Zeichen!" stöhnte sie in wilder Verzweiflung; „O, Rudi, Rudi — aber ich lasse Dich nicht, ich gehe mit Dir! Nimm mich mit, nimm mich mit, Kind — ach Gott, ich kann ja nicht weiterleben ohne Dich!"

Der Charfreitag ging vorüber und wieder kam eine Nacht und abermals eine Nacht. Rudi lebte, das heißt, er athmete noch immer, aber diesmal war der Arzt mit einem langen, eigenthümlich forschenden Blick auf das Kind fortgegangen; daraus folgerte die Mutter das Schlimmste.

„Männer können dergleichen nicht aushalten; ich bitte Dich, Lieber, leg' Dich wenigstens drüben im Nebenzimmer ein wenig auf's Sopha!" flehte die Nimmermüde mit aufgehobenen Händen.

Der Gatte sah ihr in die Augen, und er las auf dem Grund ihrer Seele den brennenden Wunsch, allein zu sein mit ihrem Kind, die letzten, bangen Stunden noch. — Er hatte nicht das Herz, es ihr zu versagen und so willfahrte er ihr. Aber er wollte wach bleiben und horchen auf jeden Laut, immer bereit, ihr herzuspringen, sobald es Noth that.

Doch die Natur verlangte ihr Recht. Der barmherzige Schlaf senkte sich nieder auf die müden, überwachten Vateraugen.

Stunde um Stunde verrann. Die Mutter hielt das trockene Händchen umklammert, als könnte sie es nimmer lassen, hier und da netzte sie die brennenden Lippen des Kindes, sonst gab es nichts für sie zu thun, gar nichts mehr.

So saß sie zusammengekauert im Lehnstuhl und lebte und dachte ihr kurzes Glück noch einmal durch.

Sie legte in heißem Weh die Hand über die Augen und ließ Bild um Bild an sich vorüberziehen. Es ging eins in's andere über, immer unbestimmter, immer verschwommener.

* * *

Ei sieh, da sitzt sie ja mit ihrem kleinen Sohn in der Eisenbahn. Hei, wie das geht und wie er sich freut über alles, was er an sich vorüberfliegen sieht.

Bald ist sie mit ihrem Kinde an Ort und Stelle. O, wie der Rudi Augen macht, in so einer großen Stadt ist er noch gar nie gewesen. Aber nun lebt sie in beständiger Angst, er möchte ihr verloren gehen in dem Gedränge. — Gottlob, da ist der Dom, da will sie ein wenig rasten, das Herz ist ihr so merkwürdig schwer und ihre Füße tragen sie kaum mehr. Nun sitzt sie auf der vordersten Bank, gerade vor dem Hochaltar. Rudi steht vor ihr, weist mit dem Finger auf den gekreuzigten Heiland und fragt sie, warum denn so viele Messer in der Brust der armen Frau stecken, die dort am Fuße des Kreuzes kniet. Und wie sie ihm erklären will, daß das ein gemaltes, schmerzzerrissenes Mutterherz bedeute, da wendet sich Rudi plötzlich zu ihr. „O, Du hast ja auch sieben Schwerter in Deinem Herzen, Du arme Mutter Du!" schreit er auf und dabei stürzt er zu ihr hin und reißt ihr mit seinen kleinen Händen sieben spitzige Dolche aus der Brust. O, wie ihr auf einmal so wohl wird und so leicht! —

Nun kann sie wieder weiter und nun geht die Reise sofort in den Thiergarten; das ist erst etwas für ihren Jungen! — Nein, die vielen fremdländischen Thiere; — er ist kaum davon fortzubringen. Dort ist das Affenhaus, und dort der Löwenzwinger und hier kommen nun die Tiger und Leoparden. Aber warum jagen die Menschen denn so plötzlich an ihr vorüber? — „Die Tigerkatze ist los, die Tigerkatze!" schreien sie und eilen so schnell sie können dem Ausweg zu. Sie selber kommt nicht von der Stelle, Rudi ist ihr um ein paar Schritte voraus. — Horch — da kommt's, da kommt's aus dem Gebüsch — es rollt die Augen und jetzt — jetzt duckt's sich zum Sprung. —

„Rudi, Rudi!" schreit die Träumende gellend auf und damit springt sie in Wirklichkeit empor und wirft sich über ihr krankes Kind.

Abermals ein Schrei und ein jähes Zurücktaumeln: sie hat mit beiden Händen in ein eiskaltes Gesichtchen gegriffen.

* * *

Verzweifelnd steht ihr Gatte an ihrer Seite. Wie eine Wahnsinnige blickt die Mutter auf das Kind, dann nestelt sie mit zitternden Fingern an sich herum und beginnt sich mit fliegender Hast auszukleiden.

„Marie, um Gotteswillen!" fleht ihr Mann.

„Ich habe geschlafen," stößt sie heraus, „geschlafen! — und inzwischen hat sich Rudi erkältet. Aber ich werde ihn wieder erwärmen!" sagte sie, so bestimmt, daß kein Widerspruch möglich ist.

Und nun trägt sie das leblose Kind in ihr Bett, schließt es fest in ihre Arme und preßt es gegen ihren in Angstschweiß gebadeten Leib.

Mit lauter, fremdklingender Stimme ertheilt sie Befehle, und der gebrochene, aus dumpfem Schlaf jäh empor geschreckte Mann thut mechanisch alles was sie verlangt. Decke um Decke legt er über Mutter und Kind.

* * *

Der Ostermorgen dämmert herein und schon die erste Morgenfrühe bringt den Doktor in's Haus. Es hat ihn früh herausgetrieben, denn er weiß, daß die Nacht die Entscheidung gebracht haben muß.

Einen Augenblick steht er in höchster Ueberraschung am Bett, dann schlägt er die Hüllen und Decken zurück. Er betastet den kleinen Körper, fühlt nach des Kindes Puls, nach seiner Stirn. Dann nimmt er die Brille ab, wischt sie blank und räuspert sich mehrmals ehe er spricht. Eine lautlose Stille, und dann, wie aus tiefaufathmender Freundesbrust heraus sein Ausspruch: „Er lebt, die Krisis ist glücklich überstanden; wir haben einen schönen Schwerz!"

* * *

Die Ostergeschichte ist aus und die Schreiberin macht ihren abschließenden Schnörkel darunter — und dabei ist ihr, als höre sie wie damals die Osterglocken klingen.

Doch da steht der große, breite Mensch schon wieder in der Stube und wirft Aktenmappe und Hut auf den ersten besten Stuhl:

„O Phantasie, o Nebeldunstschl,
Was denkst wier manchmal doch unnunscht!"

citirt er mit komischem Pathos, als er sieht, daß die Mutter ein paar eingeschriebene Blätter rasch in die Schublade wirft.

„Nein, nein," widerspricht sie eifrig, „diesmal hat die Phantasie wenig damit zu schaffen gehabt."

„Ah, wirklich? Also einmal eine wahre Geschichte?"

„Er lebt, die Krisis ist glücklich überstanden."

„Freilich, freilich," bestätigte sie, „aber," fügt sie fast entschuldigend hinzu, „weißt Du, Rudi, ich glaube wahrhaftig, es ist doch stark von Liebe die Rede darin."

Er nimmt auflachend ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und sieht sie mit seinen ehrlichen, braunen Augen an. „O, Du unverbesserliche Mutter Du!"

Begründete Befürchtung. Theater-Agent: „An Ihrer Stelle möchte ich nicht am dritten Osterfeiertage in N. gastiren!" — Heldenspieler: „Warum denn nicht?" — Theater-Agent: „Die Ostereier sind bis dahin schon schlecht geworden und — man kann nicht wissen!"

Gemeinschaftliche Küche.

Zu einem bemerkenswerthen Unternehmen sind vor einigen Tagen in Philadelphia neun, aus zusammen 40 Köpfen bestehende Familien zusammengetreten. Dieselben haben nämlich eine gemeinschaftliche Küche errichtet, in welcher die sämmtlichen Speisen für die Angehörigen der Organisation zubereitet werden. Das Menu ist dasselbe, an das die einzelnen Familien gewohnt sind. Die Mahlzeiten werden heiß in bedeckten Schüsseln aufgetragen, wobei keine bestimmte Ortszeit vorgeschrieben ist, sondern jede Familie ihre Speisen erhält, wenn sie dieselben wünscht. Ebenso ist Niemand gehindert, auf seinem Privatherde nach Belieben sich noch ein Steak zu braten oder eine Tasse Kaffee oder Thee zu kochen. Die Auslagen für jede Familie werden am Schlusse jeden Monats zusammengerechnet und glaubt man, daß dieselben in der Woche $2.40 pro Person nicht übersteigen werden. Für die Küche wurde ein großer Rangeofen mit Kocheinrichtungen, großen Pfannen, Töpfen, Kesseln und anderem angeschafft. Als Küchenchef und Geschäftsführer fungirt eine weibliche Person, welche in einem Orte im Süden die Speisen für 150 Personen bereitete und zehn Jahre das Küchenregiment für die New Century Guild führte. Der Direktrice stehen selbstverständlich eine Anzahl andere Personen als Unterköche und Aufwärter zur Seite.

Ein Wiederfinden.

Erzählung von L. Schellbach.

Es schlug sechs Uhr. Als der letzte Schlag verhallte, begann feierliches Glockengeläute von allen Kirchthürmen der Stadt zu ertönen, das heilige Osterfest verkündend. In den Straßen wogte es von Menschen. Der prächtige Frühlingsabend hatte alle aus den Häusern getrieben. Förmlich von Blüthenschnee verschüttet lagen die Gärten da, saphirgleich war der wolkenlose Himmel anzusehen, nur über den Vorstädten wallte ein grauer, nebelartiger Dunst auf. Wie metallisch glänzende Pfeile schossen die Schwalben hin und her, bald nahe am Boden, bald sich emporschwingend, als wollten sie die Flügel in dem blauen Aethermeer baden. Fröhliches Leben herrschte in den Lüften und auf der Erde. Nur Dr. Hans Neubert, der an dem geöffneten Fenster seines Wohnzimmers saß, war trüb gestimmt.

Doktor Neubert pflegte zuweilen den auf ihn einströmenden Gedanken lauten Ausdruck zu geben und so geschah es auch, daß er jetzt die lange türkische Pfeife geräuschvoll auf den Tisch warf und den schmerzlich zornigen Ausruf: „verdorben und gestorben!" hören ließ.

Dr. Hans Neubert, der an dem geöffneten Fenster seines Wohnzimmers saß, war trüb gestimmt.

Doktor Neubert hing einst mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit an seinem um zehn Jahre jüngeren Stiefbruder Lothar, dessen südliche Schönheit, liebenswürdiges und gewandtes Wesen ihn zu einem zweiten Pagen Cherubin machten, und dabei besaß er ein wahrhaft gottbegnadetes Talent zur Malerei. Aber die Eltern hatten so gut wie nichts hinterlassen, nur Hans verfügte über ein bescheidenes Kapital, noch von seiner verstorbenen Mutter herrührend. Dieses verwandte er nun hauptsächlich dazu, dem Bruder den Besuch einer berühmten Malerschule zu ermöglichen. Er selbst schränkte sich auf das Aeußerste ein, um seine eigenen Studien vollenden zu können.

Lothar machte auch wirklich staunenswerthe Fortschritte und schien sich auf dem besten Wege zu hohen Zielen zu befinden. „Später werde ich Dir alles hundert- und tausendfach vergelten, was Du jetzt für mich thust!" rief er oft, während seine Augen vor Begeisterung blitzten.

„Sprich nicht davon! Es wird mich mit Stolz und Glück erfüllen, wenn Du berühmt wirst," erwiderte Hans dann jedesmal.

Allein dem jungen angehenden Künstler waren neben seinen glänzenden Eigenschaften auch recht unheilvolle verliehen worden, vor Allem: ein leicht erglühendes und ebenso leicht erkaltendes Herz und ein Flattersinn, der ihn oft am energischen Vorwärtsstreben hinderte.

An ernsten, eindringlichen Ermahnungen ließ es der ältere Bruder nicht fehlen. Sie fruchteten auch immer auf kurze Zeit, und so schien denn auch dem jungen Maler nach Jahren plötzlich ein Glücksstern in hellstem Lichte zu strahlen. Sein erstes größeres Werk wurde von einem Kunstverein für eine nicht unbeträchtliche Summe angekauft.

Die Freude der Brüder war unbeschreiblich. Hans ging mit lächelndem Gesicht umher und erzählte Jedem, dessen er habhaft werden konnte, stolz und triumphirend, welche Ehre Lothar zu Theil geworden. Dieser entwarf Pläne auf Pläne. Nun galt es ihm als ein Leichtes, im raschen Siegeslauf die Palme des Ruhmes zu gewinnen. Nach solchem Erfolg mußte es ja mit Sturmesschritten aufwärts gehen und weil daran gar nicht zu zweifeln war, brauchte man sich auch eigentlich nicht zu überstürzen. In so froher Stimmung ruhig an der Staffelei sitzen zu bleiben, wäre ohnedem eine Unmöglichkeit gewesen. Die Lust will austoben. Immer wieder holte er seinen Schatz hervor, ließ die Goldstücke durch die Finger gleiten und kam sich wie ein Krösus vor. Aber das gewonnene Gold zerschmolz unheimlich schnell in den Händen des jungen Mannes. Personen von zweifelhaftem Ruf drängten sich an ihn und spannten Netze aus, in welchen der arme Falter rettungslos hängen blieb. Endlich nach einer wild durchschwärmten Nacht wankte Lothar mit dem niederdrückenden Bewußtsein nach Hause, sein letztes Geld verspielt zu haben. Das allein wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, aber es traten nun auch viele dringende Verpflichtungen an ihn heran, die er nicht decken konnte. Jetzt wollte er arbeiten und versuchte es auch, allein die nöthige Ruhe und Sammlung fehlten.

Es bedurfte eifrigen Zureden seines Bruders, ehe er ihm die volle Wahrheit gestand und dann geschah es mit den heftigsten Selbstvorwürfen. Hans wurde zum erstenmal ernstlich böse und in innerster Seele betrübt, überlegte lange und kam endlich zu einem Entschluß, der den Leichtsinnigen retten sollte.

„Ich bin jetzt Arzt geworden, hoffe mir eine gute Praxis zu gründen und kann also mein Erbtheil entbehren," sagte er. „Es ist nicht bedeutend, reicht aber hin, um Deine Schulden zu bezahlen und Dir einige Jahre hindurch den Aufenthalt in Italien zu ermöglichen, wenn Du erstens sparsam lebst und zweitens nicht die Hände in den Schoß legst. Glaubst Du denn, allen Anfeindungen Deiner Kollegen zum Trotz, Dich nicht durchsetzen zu können? Die Gesellschaft, in welche Du gerathen bist, zieht Dich in den Schlamm und tödtet Dein Talent. In neuen Verhältnissen wirst Du ein Anderer werden und Dich an großen Vorbildern begeistern."

„Das will ich! Ich schwöre es Dir, daß ich von nun an ein würdiges Leben beginnen werde. Du sollst Dich meiner nicht wieder zu schämen haben. Ich nehme Dein Opfer nur an, weil ich fühle, daß ich es Dir einst lohnen werde!" versicherte Lothar und er meinte es wirklich so.

Aus Rom schrieb er hocherfreuende Berichte, in denen die Wunder der ewigen Stadt so glühend geschildert wurden, daß man wohl sagen konnte, der junge Künstler versuche auch mit der Feder zu malen; am meisten aber entzückten Hans die Worte, daß Lothar fleißig arbeite.

In jener Zeit ging auch wie ein Stern die Liebe in Neuberts Herzen auf. Das Mädchen seiner Wahl war die Tochter einer unbemittelten Wittwe. Ein sanftes, schüchternes, anmuthig anmuthiges Wesen mit Augen wie Kornblumen und Haaren von der Farbe reifer Aehren.

Frau Walter begünstigte die Werbung des Arztes, und Magdalena? — nun, sie hatte ihn ja auch recht lieb und hätte überdies nimmermehr ein Wort des Widerspruches gewagt, wenn die strenge Mutter befahl.

Schüchtern und erröthend ließ sie es geschehen, daß ihre kleine, weiße, kühle Hand in die große, starke, brennend heiße des jubelnden Mannes gelegt wurde; aber als er von ihr geschieden war, blickte sie träumerisch in die Ferne und fragte sich, was man denn eigentlich von den beseligenden Wonneschauern einer Braut erzähle. Ihr Herz schlug so ruhig wie immer, nur unaussprechlich wehmüthig war ihr zu Muthe, als habe sie von einem süßen, noch unbekannten, nur geahnten Glücke auf ewig Abschied genommen.

Das Schicksal wollte dem Doktor Neubert offenbar einen recht üppigen Freudenkranz winden. Zu Hause angelangt, fand er ein Schreiben Lothars vor, in welchem ihm dieser von seinen Erfolgen meldete und zugleich hinzufügte, er müsse nun die Heimath, der er zwei Jahre fern geblieben, wieder begrüßen und würde in den nächsten Tagen eintreffen.

Natürlich freute sich Hans von ganzer Seele, und als der Bruder ankam, geleitete er ihn stolz in das Haus der Witwe Walter.

Da standen sie sich nun gegenüber, der junge Maler mit dem genialen Künstlerkopfe und das blonde Mädchen.

„Nun ist sie Deine Braut — aber diese Stunde trennt uns für immer."

Als die dunklen Augen auf ihr ruhten, kam es über sie wie ein wonniges Erglühen und Vergehen.

Die Brüder traten den Heimweg an. Lothar war so befangen und zerstreut, daß Hans erstaunt fragte: „An was denkst Du denn?"

„Ich muß arbeiten! Die Ruhe macht mich krank und elend," lautete die leidenschaftliche Antwort. „Ich soll ein Altarbild malen und will es hier beginnen. Darf ich dem herabschwebenden Engel die Züge Deiner Braut geben?"

„Gewiß darfst Du es. Es wird Dir Glück bringen." Neubert freute sich, da ihm das süße Antlitz in heiliger Verklärung von der Leinwand entgegenlächelte, aber eines Tages, als er unvermuthet das Atelier betrat, sah er Lothar zu den Füßen Magdalenas. Diese schluchzte in Liebeswoh und Lust und stammelte dazwischen: „O hättest Du geschwiegen! Hättest Du mich mein Geheimniß doch in tiefster Brust bergen lassen! Wie soll mir jetzt nicht das Herz zerspringen vor Seligkeit und Leid? Wir haben uns ja nur gefunden, um ewig zu scheiden!"

Da machte Hans einige Schritte vorwärts und als der Bruder aufsprang und sprechen wollte, winkte er ihm gebieterisch, zu schweigen, ergriff die Hand des zitternden Mädchens und sagte mit imponirender Strenge:

„Nun ist sie Deine Braut — aber diese Stunde trennt uns für immer." —

Magdalena wurde Lothars Gattin und zog mit ihm fort. Zuweilen las Neubert Berichte, die seines Bruders Ruhm erwähnten, aber bald erschienen sie spärlicher und hörten endlich ganz auf.

Der Maler hatte sich wieder in den wildesten Strudel des Lebens gestürzt und arbeitete nur, wenn ihn die Noth dazu zwang. Er und seine Gattin blieben für Haus verschollen.

In Folge dieser Vorkommnisse war Hans Neubert mürrisch und vergrämt geworden und es schien außer seinem Berufe für ihn nichts mehr zu geben, was ihn besonders anregte und hätte in Bewegung setzen können.

Einmal jedoch wurde ihm eine Ueberraschung bereitet; es war an seinem zweiundfünfzigsten Geburtstage. Gram-

lich war er aufgestanden, grämlich hatte er sich an den Frühstückstisch gesetzt und dann mit mürrischer Miene sich auf den Weg zu seinen Kranken machen wollen.

Kaum hatte er jedoch die Thüre, welche nach der Treppe führte, geöffnet, als er erst bestürzt zurückfuhr und sich dann bückte, um etwas aufzuheben. Beinahe hätte sein Fuß einen Vergißmeinnichtstrauß, in dessen Mitte eine blaßrothe Monatsrose prangte, zertreten.

Staunend blickte Hans auf die Blumen und es wurde ihm weich und warm um's Herz. — So kümmerte sich wirklich Jemand um seinen Geburtstag! — Aber wer? — Niemand wußte ja darum. Wer konnte denn der unbekannte Freund sein und warum wollte er unbekannt bleiben? —

Zu gern hätte Neubert den geheimnißvollen Geber entdeckt; seine Neugierde oder vielmehr sein wehmüthiges Verlangen nach dem einzigen Wesen, das liebevoll seiner gedachte, wurde jedoch nicht gestillt.

So war der Ostertag wieder gekommen und Hans Neubert war an diesem Feste, wo Andere jubeln und sich freuen, in Erinnerung versunken, mürrischer als je. Da plötzlich, schon spät am Abend, ertönte die Klingel. Beate, seine alte Wirthschafterin, kam eilig in's Zimmer und sagte:

„Ein ganz junges Mädchen ist da, weint und ist ganz außer sich."

Hans sprang auf und folgte ihr. Da stand ein zartes, schlankes Geschöpfchen, kaum vierzehnjährig, mit Augen wie thauschwere Kornblumen und flachsblondem Haar. Das liebe, unschuldige, traurige Gesicht erinnerte ihn an die seligsten und schmerzlichsten Stunden seines Lebens.

„Die Mutter ist so krank — ach, so krank!" schluchzte sie und er nahm die kleine bebende Hand, drückte sie und sagte ihr einige tröstende Worte. Dann schritten sie eilig nebeneinander dahin. Er that unterwegs keine Frage.

Die Vorstadt war erreicht. In den Hofraum eines alten Hauses trat das Kind. Wie ein Schatten huschte es vor dem Doktor her und die matt erleuchtete Treppe hinauf. Kaum vermochte er zu folgen. Die kleine rauchende Lampe, die an der Wand hing, warf nur ein unruhiges, zuckendes, röthliches Licht auf die Stufen.

In dem Zimmer, welches Neubert nun betrat, ging ein müdes Leben zu Ende, sanft und ohne Todeskampf. Zwei große, schwermüthige blaue Augen, die er sofort erkannte, wandten sich mit liebendem, reuevollstem Blick dem Eintretenden zu und wie ein Geisterhauch klang es von den sich kaum bewegenden Lippen:

„Hans, hast Du vergeben?"

„Ja, Magdalena!" erwiderte er ohne Staunen und ohne merkliche Erregung. Es war ihm plötzlich, als könne es gar nicht anders sein, als habe er von jeher gewußt, daß sie sich vor dem letzten und ewigen Abschied noch einmal vertrauend an seine Brust retten müsse, als habe er die ganze lange Zeit hindurch nur auf dieses Wiedersehen gewartet. „Dir ist vergeben und — auch ihm. Was wurde aus meinem Bruder?"

„Auf dem Friedhofe zu Long Island ruht er aus von den wilden Irrfahrten des Lebens. — Von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort zogen wir — immer müder und unfähiger der Kunst zu dienen wurde er — und während er immer tiefer und tiefer sank, suchte sein vor Sehnsucht fiebernder Blick unablässig nach dem Glücke. — Als ihm endlich die Erkenntniß kam, daß er einer Chimäre nachjagte — da blieb ihm nichts anderes mehr übrig als in die Nacht des Grabes hinabzusteigen —" Ihre Stimme brach in leisem Weinen.

„Hast Du einen Wunsch, Magdalena? Kann ich etwas thun für Dich?" fragte Neubert sich zu ihr herabbeugend.

„Röschen —" erwiderte sie, nach dem Mädchen deutend, das im Nebenzimmer vor einem Christusbilde kniete und betete.

„Sie ist jetzt meine Tochter. Mit ihr gibst Du mir einen schönen Lebensabend," sagte er.

Still wurde es in dem Gemache. Nur die Stimme des betenden Kindes klang traumhaft leise herüber.

Noch einmal schlug die Sterbende die Augen auf und flüsterte: „Hans — als indisches, irrthümern unterworfenes Weib liebte ich Lothar — aber wenn wir uns in jenen lichten Gefilden des ewigen Friedens wiedersehen — dann wird meine Seele Dir gehören."

Im Sacramento-Thale, Cal. existirt ein unter dem Namen Blowsnak bekanntes Reptil, das mit Leichtigkeit ein halbes Dutzend Eier auf einmal verschlingt.

Weißenburg. Wegen Verweigerung des Gehorsams und Thätlichkeiten gegen einen Unteroffizier außerhalb des Dienstes wurden neulich zwei Soldaten des hier garnisonirenden Infanterie-Regiments Nr. 60 zu 5 und 10 Jahren Festung verurtheilt. Als besonderer Erschwerungsgrund wurde die Trunkenheit angesehen, in der sich die Soldaten zur Zeit der That befunden hatten.

Der älteste Mann in Iowa und vielleicht im ganzen Westen ist Herr Chas. V. Pool von Allamakee County, welcher am 15. März seinen 107. Geburtstag feiern wird. Er war im Jahre 1786 in Congresbury, Somersetshire, England, geboren und war dreimal verheirathet. Er hatte in England den Ackerbau betrieben und auch in diesem Lande bewirthschaftete er eine Farm, so lange er im Stande war, zu arbeiten. Seine erste Frau war neun Jahre, nachdem sie sich mit ihm verheirathete, gestorben und in 1840 kam er mit seiner zweiten Frau und zehn Kindern nach diesem Lande, den ältesten Sohn in England zurücklassend. Er trieb sich zuerst in Kane County, Ills., nieder, wo im Jahre 1850 seine zweite Frau verstarb. In 1854 siedelte er nach Allamakee County, Ia., über, wo er seither gelebt hat, obwohl er ein Jahr in Dakota zubrachte. Trotzdem er so hoch betagt ist, kann Herr Pool noch allein umhergehen und mit Hilfe seiner Brille die feinste Druckschrift lesen. Vor zwei Jahren beschädigte er sich bei einem Fall und seitdem mußte er sich beim Gehen eines Spazierstockes bedienen. Herr Pool hat 70 lebende Nachkommen: 7 Kinder und 63 Enkel.

Eine Wrangel-Anekdote.

Wie der selige Feldmarschall Graf Wrangel anfangs der 60er Jahre zwei hochbetagte Leute in den Hafen der Ehe hineinbugsirte, darüber weiß ein alter pensionirter herrschaftlicher Förster dem „Bär" Folgendes zu erzählen:

„Papachen" war damals auf dem Rittergute B. in Ostpreußen bei unserem Baron zu Gast und ließ sich auf seinen täglichen Spaziergängen durch einen alten Mann begleiten, der früher als Waldhüter unserem Junker das Leben gerettet hatte und nun dafür das Gnadenbrod aß. Zwischen dem Feldmarschall und dem ehemaligen Waldwärter hatte sich bald eine Art Freundschaft herausgebildet und als Wrangel merkte, daß sein getreues Faktotum für die ebenfalls schon alte, aber noch recht rüstige Wirthschafterin eine stille Liebe im Herzen trage, erbot er sich, bei dieser für seinen Schützling den Freiwerber zu machen.

„Ach, Excellenz, wo denken Sie blos hin, det lassen Sie man lieber sind. Wo wird die Mamselle mir olten Knacker nehmen," meinte, sich hinter den Ohren kratzend, der Alte, worauf Graf Wrangel ärgerlich erwiderte:

„Ach wat, halt's Maul, ik werd' die Jeschichte schon in's Jeleis bringen."

Gesagt, gethan! Eine halbe Stunde später ging „Papachen" gestiefelt und gespornt schnurstracks nach der Küche und brachte der ob des unerwarteten hohen Besuches ganz erstaunten Alten sein Anliegen vor.

„Hm, Excellenz, belieben gewiß nur zu scherzen, denn unmöglich kann ich glauben, daß — hm — es dem Herrn Grafen Ernst ist — mich armes Geschöpf —"

„Ach, nu man nich groß jeniert — in Herzensjachen mach' ick keene Witze — also heraus mit der Sprache, willst Sie oder willst Sie nicht!" stieß der General zornig werdend hervor.

„Ja — aber — Excellenz sind ja doch schon — verheirathet," platzte die Wirthschafterin heraus.

„Ha, ha, ha," lachte Wrangel und fuhr dann fort: „Nee, Jungferken, mit mich nich, aber nu'n alten Gwalt jollt Ihr jlücklich werden. — Na, was macht Sie denn plötzlich forn' dummes Jesicht? Meint Sie etwa, daß Sie noch zu jung is zum Heirathen, he? Oder paßt Ihr der Andere nich?

„Ach, Excellenz, der ist doch aber schon so alt — und dann — haben wir ja alle Beide nichts."

„Wat? Zu alt?! Ick bin ja noch ville älter — und nur hättet Ihr doch jenommen. Nee, Mamsellchen, die Ausrede jilt nich. Gwalt hat hier Ds an sein Lebensende nich Noth zu leiden und Sie hat jewiß in ihre lange Dienstzeit ooch wat erspart, wie?"

„Mein Gott, aber nur sehr wenig, Excellenz."

„Wenig? Det is mehr wie nischt — und was die Hochzeit kostet, det berappe ick — also man rin ins Verjnügen. For so 'ne junge Leute wie Ihr zwei Beede seid, hangt noch der Himmel voller Jeigen! Na will Sie ihn?"

Die Wirthschafterin besann sich noch ein Weilchen und sagte, als Graf Wrangel dann kurz noch einmal fragte, „Ja — aber wenn uns nur nicht die Leute auslachen werden."

Der alte Waldhüter a. D. war überglücklich, als er das günstige Resultat der Werbung des Feldmarschalls erfuhr. Er küßte dem Grafen voller Dank die Hand, der Schloßherr aber meinte, als ihm später die Geschichte zu Ohren kam, zu seinem Gast: „Was Du alter Schwede doch für Dummheiten anzettelst. Schließlich verkuppelst Du mir noch mein ganzes Gesinde."

Peter der Große in Danzig. Zar Peter brachte im Winter des Jahres 1716 die damals freie Stadt Danzig mit seinem Besuche und hielt sich daselbst einige Tage auf. Unter mehreren Feierlichkeiten, die man ihm zu Ehren veranstaltet hatte, zeichnete sich ein Aufzug der Bürgerschaft nach der Hauptkirche besonders aus. Der Kaiser wohnte dem Gottesdienste bei und erwies dem Bürgermeister die Ehre, sich neben ihn zu setzen. Die Predigt dauerte lange, und der Kaiser, der unbedeckt saß, fror an den Kopf. Er